

Andreas Wernet

Sozialisatorische Interaktion und soziale Ungleichheit. Ein Versuch¹

Socialization and social inequality: an interactional approach

Abstract

Dieser Artikel widmet sich dem Thema der sozialisatorischen Reproduktion sozialer Ungleichheit in der Verknüpfung empirischer Hypothesen mit methodologischen Überlegungen. Im ersten Teil des Aufsatzes versuche ich an kurzen Interaktionssequenzen zu zeigen und theoretisch zu begründen, dass die Eigenlogik der familialen und der schulischen Interaktion eine restriktive Bedingung für die Reproduktion sozialer Ungleichheit darstellt. Diese Beobachtung hat methodologische Implikationen: Im zweiten Teil möchte ich darauf hinweisen, dass ein empirischer Zugriff auf das Phänomen der sozialen Ungleichheit eine Domäne der tatsächenwissenschaftlichen Forschung darstellt. Er gestaltet sich weit schwieriger für eine sinnverstehende Forschung, die als empirisches Datum ihrer Forschung Ausdrucksgestalten zu Grunde legt.

Keywords: Familie, Schule, Sozialisation, soziale Ungleichheit, Ausdrucksgestalt, Objektive Hermeneutik

Abstract

This paper focuses on the problem of social inequality, linking empirical with methodological considerations. First I will try to show that the inner logic of family and school interaction works against the reproduction of social inequality. In a second part I would like to point out the methodological implications of this hypothesis. I argue that the empirical access to the phenomenon of social inequality lies in the domain of an evidence based, „factual“ research, whereas an interpretative, interaction based research doesn't lead to such clear results on social inequality.

Keywords: family, school, social inequality, „expressive shape“ („Ausdrucksgestalt“); objective hermeneutics

Einleitung

Es ist eine eigentümliche Forschungserfahrung, dass sich bei der Analyse von Protokollen sozialisatorischer Interaktion das Thema der sozialen Herkunft der Akteure weit weniger aufdrängt, als das unser empirisch verbürgtes Wissen um die Strukturen sozialer Ungleichheit vermuten ließe. Sowohl den Protokollen fa-

miliarer als auch schulischer Interaktion lässt sich die Wirkkraft der Klassen-, Schicht- oder Milieuzugehörigkeit nicht unmittelbar ablesen. In der Regel können wir sie nur hypothetisch erschließen. In dem folgenden Beitrag möchte ich in einem ersten Teil diese Forschungserfahrung an einigen kleinen, ausgewählten Interaktionsbeispielen exemplarisch vor Augen führen. Ich werde dabei die These vertreten, dass die jeweilige Eigenlogik der familialen und der schulischen Interaktion gleichsam als restriktive Bedingungen der Reproduktion sozialer Ungleichheit konzipiert werden können. In einem zweiten Teil unternehme ich dann den Versuch einer methodologischen Reflexion dieser Befunde. Auf der Grundlage der Unterscheidung zwischen tatsächlichen Aussagen einerseits, Sinnstrukturrekonstruktionen von Ausdrucksgestalten andererseits will ich hier auf das Problem der ausdrucksgestaltenden Repräsentation von Strukturen sozialer Ungleichheit aufmerksam machen. Der empirische Nachweis sozialer Ungleichheit scheint eine Domäne des tatsächlichen Zugriffs zu sein. Er gestaltet sich weit schwieriger für eine sinnverstehende Forschung, die als empirisches Datum ihrer Forschung Ausdrucksgestalten zu Grunde legt.

1 Soziale Reproduktion und die Eigenlogik familialer Sozialisation

Die Untersuchungen von Pierre Bourdieu haben den Blick auf soziale Ungleichheit deutlich erweitert. Mit den „feinen Unterschieden“ wird der dominant an Einkommens-, Berufs- und Besitzverhältnissen orientierte Zugriff der Sozialstrukturanalyse auf die gesellschaftlichen Strukturen sozialer Ungleichheit durch eine systematische Berücksichtigung kultureller und symbolischer Ungleichheitsmerkmale ergänzt. Die wegweisende und stilbildende Bedeutung dieses Ansatzes besteht nicht nur darin, überhaupt die ökonomische durch eine kulturalistische Sichtweise erweitert zu haben, sondern auch in dem Versuch einer detaillierten Rekonstruktion dieser Differenzen und der sie begleitenden Mechanismen der Distinktion im Sinne distinktiver *Lebensstile*. So entstehen einerseits neue, begrifflich differenziertere Ordnungsschemata gesellschaftlicher Ungleichheit.² Andererseits ergibt sich eine neue Sichtweise auf die Frage der sozialen Reproduktion. Denn unter kulturalistischer Perspektive geht es damit nicht nur um die Frage der Weitergabe der ökonomischen Ausstattung und der mit ihr einhergehenden Privilegien oder Deprivierungen, sondern auch und vor allem um die Weitergabe von milieurbedingten und milieutypischen Lebensstilen.

Zur Beantwortung dieser Frage sind die Begriffe des Habitus und des kulturellen Kapitals von theorie sprachlich zentraler Bedeutung. Mit dem Begriff des kulturellen Kapitals konzipiert Bourdieu die Sphäre der „Bildung“ als gegenüber der ökonomischen Sphäre kategorial autonome Quelle von Ungleichheit. Wie immer auch der Zusammenhang zwischen ökonomischem und kulturellem Kapital sich gestalten mag; dem kulturellen Kapital wohnt auch dann noch eine prestigeträchtige und distinktive Kraft inne, wenn es sich nicht auf ökonomisches Kapital be rufen kann, wenn der Besitz von Bildung nicht von dem Besitz von Geld begleitet wird. Mit dem Begriff des kulturellen Kapitals geht also die Annahme der „penetranten“ Bedeutung sozialer Ungleichheit auch unter Bedingungen sozialstruktureller Nivellierungen einher. Auch und gerade dann, wenn sich die ökonomischen

Verhältnisse angeglichen haben und die darauf basierende Ungleichverteilung lebenspraktisch an Bedeutung verloren hat, auch unter den Bedingungen einer „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ (Schelsky 1953, 1961), auch „jenseits von Klasse und Stand“ (Beck 1986) sorgt die ungleiche Ausstattung mit kulturellem Kapital für eine die ökonomischen Angleichungen konterkarierende Distinktion.

Bezüglich der Frage der Weitergabe des kulturellen Kapitals ist der Habitusbegriff von entscheidender Bedeutung. Wenn Bourdieu von „inkorporiertem kulturellem Kapital“ spricht, dann ist damit, sehr vereinfacht gesprochen, gemeint, dass das Subjekt im Prozess der Sozialisation einen Habitus ausbildet, der als Übernahme (Inkorporation) des milieuspezifischen Habitus, in dem es aufwächst, beschrieben werden kann. Eine zentrale Implikation dieser Idee der Verinnerlichung eines Lebensstils ist in der Annahme einer biografischen „Irreversibilität“ zu sehen. Ein einmal erworbener Habitus, und das ist für Bourdieus Sicht auf Prozesse der vertikalen Mobilität von entscheidender Bedeutung, stellt eine Gravitationskraft dar, die einerseits Aufstiege be- und Abstiege verhindert, die andererseits Aufstiege belastet und Abstiege abfedert. Mit dem Habitusbegriff lässt sich erklären, warum soziale Herkunft überhaupt ein Hemmschuh (Aufstieg) für bzw. Schutz gegen (Abstieg) Prozesse der sozialen Mobilität darstellt. Es lassen sich unter Rückgriff auf den Habitusbegriff aber auch die Kosten des Aufstiegs und die über die ökonomische Ausstattung hinaus wirksamen Abfederungen des Abstiegs erklären. Wiederum sehr vereinfacht gesprochen: Unter habitustheoretischer Perspektive erfolgt der Aufstieg *gegen* die Gravitationskraft des Herkunfts milieus; umgekehrt verleiht der Herkunftshabitus dem Absteiger eine „Lebensstilsicherheit“, die ihm der äußere Misserfolg nicht nehmen kann.³

Die sozialisationstheoretischen Implikationen der die reproduktive Kraft sozialer Ungleichheit betonenden Habitustheorie liegen auf der Hand. Die Idee der habituellen Inkorporation beruht auf der Vorstellung, dass die Kinder im Prozess der Sozialisation habituell „geprägt“⁴ werden und dass diese Prägung, darauf beruht ja die Inkorporationsmetapher, gleichsam „lebenslänglich“ beibehalten wird. Dieses Modell vermag die Halte- und Bindungskräfte, die das Herkunfts milieu auf das Subjekt ausübt, überzeugend zu erklären. Es liefert nicht nur eine Antwort auf die Trägheit sozialer Mobilität, sondern auch ein Verständnis der subjektiv zu bewältigenden Kosten der Mobilität. Was es nicht liefert ist eine Erklärung der transformatorischen Bildungs- und Lebensverläufe. Wir verstehen mit diesem Modell Prozesse der biografischen Reproduktion. Prozesse der biografischen *Transformation* lassen sich in diesem Modell nicht erschließen. Sie repräsentieren Ausdrucksformen sozialer Kontingenzen⁵, deren Kosten, aber nicht deren *Genesis* empirisch und theoretisch in den Blick kommen.

Die Frage der Transformation als eine sozialisatorisch induzierte verweist auf den familialen Handlungsräum als Ort der primären Sozialisation. Der Prozess der sozialisatorischen Weitergabe milieubedingter Habitusformationen erfolgt im Modus *familialer Interaktion*. Und diese familiale Interaktion konstituiert sich nicht nur unter Rückgriff auf milieutypische Motive, sondern beruht auch auf beziehungs dynamischen Aspekten, die sich autonom gegenüber der sozialen Lage verhalten. Wenn Oevermann davon spricht, dass sich die spezifische Sozialbeziehung *nicht* auf rollenförmiges Handeln reduzieren lasse⁶, dann kann dieses Argument auf die mit der sozialen Lage einhergehenden Handlungs- und Erziehungsmuster übertragen werden. Selbst wenn wir das elterliche Handeln als in hohem Maße an milieudefinierte Muster gebunden ansehen, reichen diese Muster nicht aus, um die Eltern-Kind-Beziehung zu stiften. Um dies an einem einfachen